
(Ein) PROGRAMM für Programme?

Die Medienwissenschaft tritt in die Tradition der DFG-Symposien ein

von JÜRGEN FOHRMANN

Dieter Mersch, Joachim Paech (Hg.): *Programm(e)*.
Medienwissenschaftliche Symposien der DFG I, Berlin, Zürich
(diaphanes) 2014.

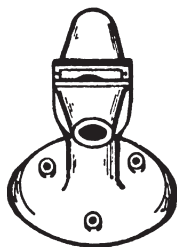
«Ich mache an.»

I. Wissenschaftspolitische Rahmung

Nach den Bemühungen um die Etablierung der Disziplin – als Einheit der sich mit Medienverhältnissen beschäftigenden Fächer um die Jahrtausendwende – ist die Medienwissenschaft nun in den Modus des DFG-Symposions eingetreten. Dies ist *Programm*, und es handelt zugleich davon. Daher soll gefragt werden: Welche Funktion hat der Programmbegriff für die Medienwissenschaft? Ist er Gegenstand oder Konzept? Oder beides? Und kann es ein PROGRAMM für Programme geben? Ein PROGRAMM, das selbst ein Forschungsfeld programmiert oder als ein PROGRAMM entwirft, in dem es um die Analyse von Programmierung und Programmen geht?

Diese Fragen sind dem ersten, von Dieter Mersch und Joachim Paech herausgegebenen Band *Programm(e)*. *Medienwissenschaftliche Symposien der DFG* sowohl ex- als auch implizit mitgegeben. Explizit bereits im Titel und im Paratext von Claudia Althaus, in dem es um eine Art *translatio studii* von den ursprünglich germanistischen, dann literaturwissenschaftlichen, zu den nun neuen medienwissenschaftlichen Symposien der durch Programme seit langem

geeichten Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) geht, die auf Empfehlung des Wissenschaftsrats von 2006 (*Empfehlung zur Entwicklung und Förderung der Geisteswissenschaften in Deutschland*) von der DFG eingeführt wurden.¹ Der oben bezeichnete ist der erste Band und er trägt programmatisch eben den Titel *Programm(e)*. Es geht mithin um eine Art Erbnahme und zugleich um eine partielle Überschreibung eines ursprünglich für die Nationalphilologie gedachten DFG-Programms, das sich «zentralen Themen und Debatten»² der deutschen Philologie widmete, und dies nicht zuletzt darum, weil der Nationalphilologie eine herausgehobene Rolle für eine über das Fach hinausgehende gesellschaftliche Selbstverständigung zugeordnet war. Ob der Medienwissenschaft diese Rolle nun zukommt oder überhaupt zukommen soll sei dahin gestellt. Auf alle Fälle reagiert die DFG damit auf die Etablierung einer noch jungen Disziplin und so auf die Erkenntnis der Vorgängigkeit von Medien/Form-Beziehungen für die Analyse aller im weitesten Sinn des Wortes kulturellen Hervorbringungen. Die jetzt erschienene Publikation hat in dieser Konstellation mithin auch eine wissenschaftsstrategische Funktion.



II. Programmatiken für Programme

Der vorliegende Band sortiert, die Mehrdimensionalität und Ambiguität des Begriffes «Programm» im Blick, nach den folgenden Sektionen: (I) Programme, (II) Was ist Programmieren?, (III) Was ist programmierbar?, (IV) Programmatik.

Dass es ein PROGRAMM für Programme geben kann, legen die vielfachen Facetten von Programm(en), die im vorliegenden Band behandelt werden, kommunikativ zumindest nicht nahe. Ich unterscheide einige Varianten:

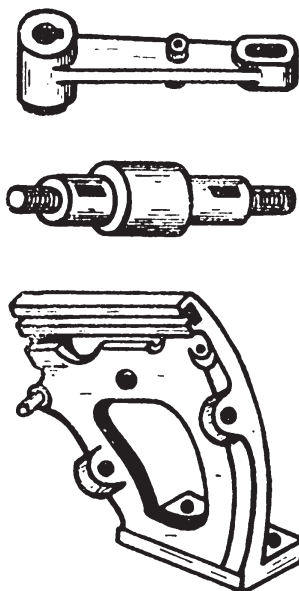
1. Variante. Programm/Programme gilt, gelten hier einmal als «Ordnungsbegriff für kulturelle Produktmengen»³ (Knut Hickethier), als die «strukturierte Präsentation von vielen medialen Einzelangeboten».⁴ In diesem Verständnis sind nicht die einzelnen Medien selbst schon Programm oder programmiert, sondern es geht um die Programm-entwicklung in den Medien, die von frühen Varietédarbietungen über Kino, Radio, Fernsehen bis zum Internet reicht. Diese strukturierte Präsentation lässt sich wiederum in Genres unterteilen und als solche dann beschreiben; ihre Verschränkung oder Integration kann nachgezeichnet werden. Man kann sie zu Programmarchitekturen erweitern, in die medienspezifischen Interface-Möglichkeiten sortieren, in Idee-, Produktions-, Umsetzungs- und Rezeptionsphasen gliedern, die damit verbundenen Paratexte der Ankündigung, der Erwartungssteuerung, der erwarteten Erwartung und die metonymische Verschiebung in der Serie aufrufen, die Operativität der Topoi, des Wechsels und der Abwechslung zeigen. Auf diese Weise eröffnet sich mit «Programm» eine «prägende Organisation» für die «Kultur der Mediengesellschaft»⁵ als Untersuchungsgegenstand der Medienwissenschaft.

2. Variante: Formal sehr viel weiter gefasst ist der Programmbegriff, wenn man ihn in stärkerem Maße als konstitutive Schematisierung von Handlungs- und/oder Anordnungsfolgen begreift. In diesem Sinne empfiehlt Susanne Lummerding, «Programme nicht als operationale Entitäten bzw. gegebene Einheiten zu betrachten, sondern als Verfahrensprozesse, durch die Bedeutungen und Differenzierungen durch regelgeleitete Anordnungen allererst hergestellt werden».⁶ Je nachdem, wie bindend solche Verfahrensprozesse, die eine regelgeleitete Anordnung hervorbringen, sind, erhalten Programme dann eine «generative» und «hegemoniale» Funktion,⁷ und in diesem Sinne möchte Susanne Lummerding im Rückgriff auf Jacques Lacan auch

Gender als Programm betrachtet sehen. Für Stefan Kramer findet sich das «Programm der Medien» in den «Strukturen, welche das unaufhörliche Wechselspiel all dieser an der Herstellung und Stabilisierung wie Aktualisierung und Neumontage von Ordnung (= Kultur) beteiligten Parameter formieren.»⁸ Oder ähnlich in der Formulierung von Carsten Ochs: «Programme bilden die Kultur sozialer Formationen».⁹ Programme entfalten formierende Prozesse, und das Programmieren ist «der anthropologische Erzeugungs-Modus von Stabilität generierenden Programm-Sequenzen einerseits, und [...] [die] Einschreibung von Skripten in technologische Artefakte andererseits.»¹⁰

3. Variante: Ausdruck hochgradig formaler Abstraktion wären mathematische Formen des Programms, die, wie Dieter Mersch in seinem Nachwort betont, mit «der Logik von «Entscheidung» oder «Schaltung», die den technischen Agenten implementiert sind»,¹¹ ihren Differenzaufbau generieren. Sybille Krämer führt in der Berührung von Programm und Programmatik mit Diagramm und Diagrammatik vor, dass die Operationen der diagrammatischen Inskription (Flächigkeit, Gerichtetheit, Grafismus, Syntaktizität, Referenzialität, Strukturbildlichkeit, Konnektivität, Schematismus, Operativität) auch Beziehungs- wie Richtungsmodi des Programms darstellen, die wie eine Grammatik aufzufassen sind.¹² So entfalten sie, indem sie eine Fläche (als ein Bild) «beschriften», zugleich eine Anweisungsordnung, der präskriptive, ja normative

Kraft – als die Performanz eben dieser Beschriftung – innewohnt. Für Maschinenzustände ist die Turingmaschine dann das von allen Beiträgen durchgängig gebrauchte Beispiel, um aus einer Raum-Zeit-Konstellierung, die als Befehlsabfolge von «nach links», «nach rechts» und «anhalten» entsteht, eine beliebig lange Sequenz zu generieren, die man – je nach Perspektive – auch als codiertes Beschriften eines unendlichen Raumes fassen könnte – eines Raumes, der eigentlich Zeit ist, denn er besteht aus der Diskriminierung und Taktung einer Maschine, die Zeitergebnisse diskretisiert, indem sie die Zeit maschinell taktet. In diesem Sinne wäre Zeit dann Effekt der Hardware, wie Anna Tuschling mit Bezug auf Friedrich



Kittler (speichern, übertragen, verarbeiten) noch einmal betont.¹³

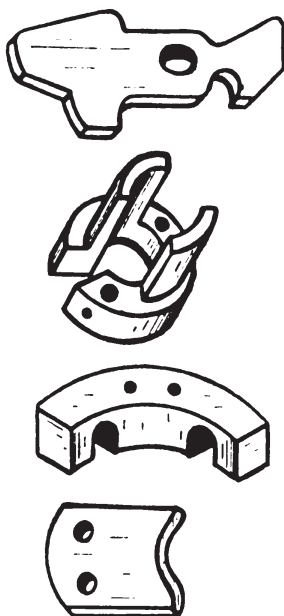
Ein solches Modell, das Programm als Effekt von Programmierung sieht, führt zurück zu jener Verschränkung des Taylorismus (unterscheiden/zerschneiden, (re-)kombinieren, anordnen, metrisieren) mit einem diskreten, maschinell erzeugten wie nutzbaren Zeitkonzept, wie es für Alan Turing von Bedeutung war.¹⁴ Inwiefern dies dann in kurrente Formen wissenschaftlicher Vermessung und Quantifizierung mündet, macht der Beitrag von Christine Hanke deutlich.¹⁵ Die Theorie des Sozialen und der Wissenschaft ist hier mit einem technisch-maschinellen Konzept zumindest enggeführt.

Als Programm ließe sich in diesem grundlegenden Verständnis all das definieren, was durch oder in Anlehnung an eine solch formale Auffassung von raumzeitlichen Diskriminierungsschritten geschaffen wird. Insofern handelt es sich bei Programm in diesem Sinne um eine Art Verfahrensalgorithmus, der nichts anderes tut, als zu vollziehen. Dies setzt eine Maschinenförmigkeit voraus, die vollständig inkludiert, und dies ist ja auch der Sog der Kopplung mathematischer Optimierung mit elektronischen Verfahren, die ihrerseits die überkommenen Medien neu zu disponieren vermag.

III. Forschungsdesigns

Entfaltet wird letzteres Konzept in der Regel in seiner Genealogie, seinen Leistungsmöglichkeiten, seinen Operationen; es wird grundiert von der Überzeugung der Nachgelagertheit kultureller Kontexte zu einem generativen technischen Apriori, dessen Geschichte/Evolution sich wiederum in die unterschiedlichen Mediendispositive aufzählen lässt, die am Ende im Digitalen ihren transponierten Ort finden (Forschungsdesign 1).

Insofern wäre in den meisten Beiträgen des Bandes – folgt man dieser Teleologie – die Rede von der Programmkraft, die «Mediendispositive» ausüben, zwar ein Untersuchungsgegenstand (Forschungsdesign 2), der das Feld differenzierte, allerdings nur eine der «Vorgeschichte» des Digitalen.



Die Rolle der Mediendispositive für die Hervorbringung von Programmen entfaltet der vorliegende Band dann u. a. am Beispiel des Videojournalismus (so in der Rede von der «mobilen Aufzeichnungsszene» bei Matthias Thiele¹⁶). Rainer Leschke formuliert in seinem Beitrag *Programm als mediale Form* mit Blick auf die Differenzierung solcher Mediendispositive:

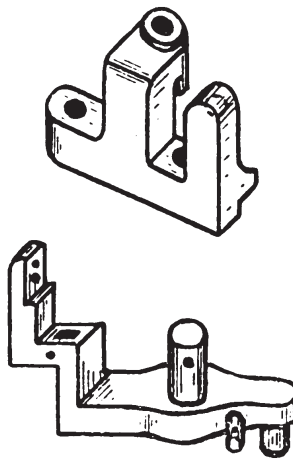
«Die Programmform ist dabei prinzipiell an das Mediendispositiv gebunden, für das sie entwickelt wurde. So unterscheiden sich Theaterprogramme von Fernsehprogrammen nicht nur charakteristisch, sie sind vor allem nicht über die Grenzen des eigenen Dispositivs exportierbar.»¹⁷

Setzt man auf Segmentierung und Verknüpfbarkeit, kann man im weiteren Schritt von «Metamorphosen der Form»¹⁸ und einer «transversalen Programmierung» sprechen (da «die Integrität der Mediendispositive strukturell in Auflösung begriffen» sei¹⁹) und schließlich die Möglichkeit, überkommene Medien digital zu reduplizieren und damit gleichzeitig auf neue Weise sowohl zu vernetzen als auch übergänglich zu machen, ins Feld führen.

Dies kann man inzwischen wissen können, und so landet man erneut bei der gängigen Teleologie vieler medienwissenschaftlicher Arbeiten, deren Verlaufsannahmen immer in eine digitale Welt münden. Dem Betrachter, der nun User heißt, wird allerdings – gleichsam als Illusionseffekt – eine anthropomorphe Szene (Forschungsdesign 3) sowohl im Metapherngebrauch («Server» im Beitrag von Markus Krajewski²⁰) als auch in der Idee von Partizipation, die aber immer schon eine programmierte Teilhabemöglichkeit voraussetzt, bereitet (im Beitrag von Mirko Tobias Schäfer²¹). Und diese programmierte Teilhabemöglichkeit gilt auch für die Computerspiele (in der Differenzierung von «Ontik des Interface, Psychik des Handlungsmodells und Rhetorik der Interaktion» bei Stephan Günzel²²). Delegierte, apersonale und verteilte Verfahrensprozesse sind für Krajewski Endpunkt einer Geschehensabfolge, die beim Diener, beim «Servant», begonnen hat.

Die Anthropomorphisierung trüge zu jener Ablenkung bei, die das Programm selbst zu einer solchen,

immerwährenden Szene geraten ließe, die den Benutzer in der Gewalt des Mediendispositivs hält, ihn ans Medium fesselt, indem es das Medium als Medium invisibel macht. Wir denken hier mit gewissem Appetit gern an McLuhans saftiges Stück Fleisch, das den Hund vom Einbrecher ablenken soll. Gerade die Untersuchung solch «programmierter Gewalt» sei, so Bernhard J. Dotzler in Anlehnung von Marshall McLuhan, (ein) Gegenstand der Medienwissenschaft (Forschungsdesign 4).²³



IV. Zwischenconclusio: Abstraktionsgrad und Theorie der Gesellschaft

Die Spannweite solcher Begriffsverständnisse führt zu sehr unterschiedlichen Konzepten von PROGRAMM, Programmen und Programmieren – Konzepte, die sich nicht immer unbedingt dementieren, jedoch in keiner Weise deckungsgleich sind. Ein Grund dafür liegt in der Möglich- und wohl auch Notwendigkeit, (mediendispositive) Programm(e) als schwächere oder stärkere Formierungswie Bindungskraft zu fassen, deren Grad an Präskription sowohl von ihrer Abstraktionsebene als auch der mit ihnen im- oder explizit mitlaufenden Konzeption des Sozialen zumindest nicht unabhängig ist.

Der Programmbegriff erhält dann aus dem Wechselspiel zwischen Abstraktionsgrad der Beschreibung und (impliziter?) Theorie des Sozialen sein Differenzierungspotential und auch die Möglichkeit, entweder stärker zu Konzeptreflexion oder zu Kontextuierungsversuchen zu neigen. Für ein Programm der Medienwissenschaft(en) steht dabei die Frage im Raum, ob es sich bei der Analyse historisch-technisch-medialer Situationen um Fallbeispiele des medientheoretischen Konzeptwissens handelt, das kategoriebezogen und die Mehrdeutigkeit der Kategorie zugleich in Rechnung stellend die Bedeutungsebenen des kategorialen Nominalismus zu entfalten sucht, indem es sie exemplarisch differenziert.²⁴ Oder ob es aber um Untersuchungsfelder geht, die von gesellschaftstheoretischen Annahmen geleitet werden – oder sich auch einfach aus anderen Interessen speisen.

Alle diese Varianten finden sich im vorliegenden Band, der im Übrigen durchaus seine Substruktur durch

Großtheoretiker erhält, an die man sich auf die eine oder die andere Weise voraussetzungsbezogen anschließt. Schon der Begriff des «Dispositivs» ist diesem Einfluss geschuldet. Nur wird nicht deutlich, ob und wie das medienwissenschaftliche Wissen mit der entsprechenden Großtheorie rückzukoppeln ist.

Nicht geklärt ist also die Frage, wie Medienwissenschaft und Gesellschaftstheorie zusammenhängen. Ist Gesellschaftstheorie in Medientheorie aufgegangen? Wenn dies so wäre: Welche Konsequenzen hätte dies und wie gestalten sich dann die Kon-

taktzonen zu anderen Wissenschaften, wenn das medialtechnische Dispositiv das Apriori für jede Untersuchung sozialer Phänomene darstellt? Dann wäre Medienwissenschaft wohl mehreres: ein Zugang, eine metareflexive Disziplin und ein Feld «ohne Grenzen» in gleicher Weise. Die beiden nachfolgenden Symposien zu *Soziale Medien – Neue Massen* und zu *Connect and Divide. The Practical Turn in Media Studies* deuten diese dreifache Ausrichtung ebenfalls an, wobei erkennbar ist, dass es in nuce um die Medienpositive der digitalen, webbasierten Gesellschaft gehen wird (und hier auch um die neue Rolle phatischer Kommunikation). Vielleicht wird die Disziplin daher einmal *Digitale Kulturen* oder *Digitale Gesellschaft* heißen.

V. Feld, Disziplin, Disziplinen

Ist Medienwissenschaft also ein Feld oder eine Disziplin? Oder mehrere Disziplinen? Oder alles drei zugleich? Diesen Fragen geht Ulrike Bergemann nach, und hier spielt zunächst der Vergleich eine besondere Rolle. Alles, was wir über die Form von Medien beobachten können, die Programmierung solcher Form, erschließt sich aus dem Vergleich differenter medialer Dispositive, die ihrerseits Situationen, Konfigurationen von Ereignissen eröffnen. Dass auch das *tertium comparationis* dadurch verschoben (Metonymie) wird, die beiden Seiten des Vergleichs sich nah und zugleich fremd sind, daraus leitet Ulrike Bergemann das «Vergleichen als eine utopische Praxis» ab, «die immer wieder zerstört wird» und gerade dadurch ihre Gelingensbedingung zieht.²⁵ Solch utopische Praxis könnte einen je besonderen Zugang im Zusammen- oder

Gegenspiel mit anderen Wissenschaften finden und untersuchte dann in diesem Sinne ein Feld, das sich erst aus geteilten Hinsichten oder Fragerastern ergäbe: «Eine komparatistisch inspirierte Medienwissenschaft muss von einem Medienbegriff ausgehen, der Medien nicht als fixe Entitäten, Apparate, Vehikel etc. versteht, sondern als Konstellationen aus Technik, kulturellen Praktiken und epistemologischen Konzepten.»²⁶ Läge dann der Ort der Medienwissenschaft im Einspeisen mediendispositiven Wissens in so beschriebene, mit anderen Wissenschaften geteilte Konstellationen, aus denen sich nun auch konzeptuelle Korrekturen ergäben (Forschungsdesign 5)? Oder läge dieser Ort der Medienwissenschaft, wie von Ulrike Bergermann auch angeführt, in der miteinander verschlungenen Komparation von Einzelmedien und mit Medien befasster Einzelwissenschaften, ihrer Differenzen wie Kontiguitäten, ihrer Übernahmen etc. (Forschungsdesign 6)? Könnten jene Logik und jene Redundanzen vermieden werden, die ein nur kategoriengetriebener Zugang leicht möglich macht? Welche Anordnung könnte ein PROGRAMM der Medienwissenschaft(en) haben, das nicht teleologisch ausgerichtet ist?

Der vorliegende Band gibt hierauf keine gemeinsame konzeptuelle Antwort, die über das Nebeneinander, die zeitweilige Verbindung, die unterschiedlichen Abstraktionsstufen, aber auch die Koexistenz der nicht leicht miteinander zu vereinbarenden Hinsichten hinausginge.

VI. Sozialdimension und Zirkulation der Kommunikation

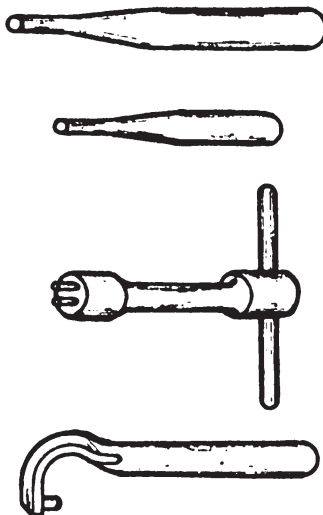
Berührt das Programm und das Nachdenken über Programme der Medienwissenschaft nicht auch die Sozialdimension der Disziplin und die Zirkulation von Kommunikation im Fach? Wie laufen die Rückkopplungen zwischen den einzelnen Ansätzen? Welche gemeinsamen Diskurszusammenhänge zeigen sich? Wie greifen sie auf bereits bestehende medienwissenschaftliche Forschung zurück? Was wird (kontingent) erinnert, was nicht? Welche Halbwertszeit haben die einzelnen Ergebnisse? Diese Fragen, die natürlich nicht nur die Medienwissenschaft betreffen,

werden – so viel Prognostik lässt sich leicht wagen – auch in Zukunft von zentraler Bedeutung sein, und insofern sind die Medienwissenschaftlichen Symposien ein sehr guter Ort, dies zu diskutieren und zugleich einzuüben.

In solcher Hinsicht ist es bedauerlich, dass die Tradition der DFG-Symposien, auch die Diskussionen zumindest ansatzweise nachzuzeichnen, hier nicht mehr realisiert ist. Allerdings ist eine «Kommentarstimme von außen» eingefügt, gewissermaßen ein Reisender aus der Fremde, mit ethnografischem Blick, der in seinen Anmerkungen die Unterschiede internationaler Wissenschaftskulturen verdeutlicht und darauf verweist, dass Medienwissenschaft nach wie vor ein im wesentlichen deutscher Ansatz ist. Im vorliegenden Band sind es die *Comments on the Research Program of Media Studies* von John Durham Peters,²⁷ in der nachfolgenden Publikation zu *Soziale Medien – Neue Massen* ist es Charles Ess.²⁸ Das höfliche Sich-Wundern über verschiedene Diskurskulturen führt zu Fragen, die die Medienwissenschaft als international agierendes Fach auch deswegen systematisch betreffen, weil sich hier sehr prinzipielle Unterschiede in der Konstellierung von Objekten und Ereignissen zeigen.

VII. Programme / Programm

Gibt es ein jenseits des PROGRAMMS, ein *beyond* der Programme? Im vorliegenden Band diskutiert Christine Hanke die Möglichkeit des «Unprogrammierten» als einer Kategorie des Entzuges, des Vorgängigen, des Invisibilisierten:



«Das Unprogrammierte wäre in diesem Fall also das der Programmierung Vorgängige, das sich gerade in dieser Vorgängigkeit jeglicher Beschreibung entzieht und sich in deren Begriffen nicht fassen lässt. Daher wäre einer positiven Bezeichnung im Sinne der oben aufgeführten Negativität dezidiert entgegenzutreten. Denn jede Definition, jeder Versuch zu definieren oder zu fixieren, könnte wiederum als Programmierung verstanden werden [...]. Diese Form des «Unprogramms», des Unbestimmten verweigert sich also gerade in seiner Vorgängigkeit. Wissenschaftspolitischstrategisch macht also der Verweis

auf das «Unprogrammierte» klar, dass Programmierung nicht alles sein kann.»²⁹

Ob die Überformung sozialen durch maschinengeleitetes Handeln als ubiquitärer Vollzug taylorisierter Welt auf das «Unprogrammierte» als Figur des «Widerstands»³⁰ stößt, ist nicht zuletzt auch deswegen eine Frage, weil die Programmierung und die mit ihr verbundenen Prozesse der Metrisierung und der Quantifizierung als wissenschaftliche Praxis auch jenen Entscheidungsspielraum annihilieren, der bei der Bewertung von Datenreihen immer gegeben ist (so Hankses Beispiel aus der Astrophysik). Man könnte aber auch vom Ereignisbegriff ausgehen, der ja, wenn er nicht von einem Algorithmus gesteuert wird, also kein operativ erzeugtes Datum ist, auch immer die Fortschreibung des Programms gerade als Abweichung realisiert und damit «Programm» jedenfalls nicht mehr nur mathematisch-formal verstehen lässt; oder man könnte – mit Anwendungsmöglichkeit für die Unterscheidung Programme/Programm – auch die System/Umwelt-Differenz der Luhmann'schen Systemtheorie bemühen, um geltend zu machen, dass die Umwelt (etwa auch die Programme) immer komplexer als das System (das Programm) ist und dieses System dadurch zur steten Bearbeitung der System/Umwelt-Grenze im Rahmen von Selbstorganisation zwingt usw.

Dies führt noch einmal zur Frage zurück, ob sich ein PROGRAMM für die Analyse von Programmen entwickeln lässt. Aus den bisherigen Überlegungen folgt für mich als Antwort: Es gibt nur Programme. Ein PROGRAMM für Programme kann es in sozialen Systemen nicht geben – es sei denn, man argumentierte theologisch. Wenn dieses Programm nicht existiert, ließe sich auch sagen: Die Grammatik ist die Fiktion der Rhetorik. Dass es sich um eine notwendige Fiktion handelt, dies teilt sie mit der Notwendigkeit programmatischer Reflexion – als einem Gegenstand und Verfahren der Medienwissenschaft, über die das erste diesbezügliche DFG-Symposium kenntnisreich Rechenschaft ablegt.

Die ästhetische Kontrafaktur medienwissenschaftlichen Wissens findet sich in Samuel Becketts *Was Wo* (1983), analysiert in den Beiträgen von Reinhold Görling³¹ und Stephan Trinkaus.³²

«Ich mache aus.» Eine Freiheitsentscheidung?

1 <http://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/geisteswissenschaft-ten.pdf>, dort datiert 2005, zuletzt gesehen am 15.1.2015.

2 Claudia Althaus: Symposien als DFG-Programm, in: Mersch, Paech (Hg.): *Programm(e)*, 9–11, hier 9. In Folge wird, wenn nicht anders gekennzeichnet, aus diesem Band zitiert.

3 Knut Hickethier: Das Programm als kulturelle Präsentationsform der Mediengesellschaft, 21–42, hier 22, Herv. i. Orig.

4 Ebd., Herv. i. Orig.

5 Hickethier: Das Programm als kulturelle Präsentationsform der Mediengesellschaft, 38.

6 Susanne Lummerding: [Un]Framing Mediality and the Political. Gender als Programm?, 93–119, hier 93.

7 Ebd.

8 Stefan Kramer: Globale Medienangebote und lokale Programme – der Fall des chinesischen Buchdrucks, 43–64, hier 57.

9 Carsten Ochs: How to Make a Programme Run? Reflexives Programmieren als strategisch-experimentelles Entwerfen von Kultur-Programmen, 175–206, hier 178.

10 Ebd., 181.

11 Dieter Mersch: Pro-Grammata. Einige Überlegungen zu einer Theorie der Programme. Ein Nachwort, 461–486, hier 433.

12 Sybille Krämer: Schrift, Diagramm, Programm – Kulturtechniken der Inskription, 159–174, hier 165–167.

13 Anna Tuschling: Historisches, technisches und mediales Apriori. Zur Nachträglichkeit der Medien, 426–459, hier 437.

14 Alan M. Turing: The State of the Art [Vortrag 1947], in: Bernhard J. Dotzler, Friedrich Kittler (Hg.): *Intelligence Service. Schriften Alan M. Turings*, Berlin 1987, 183–207.

15 Christine Hanke: Alles nur Programm? Überlegungen zum Unprogrammierten der Medien(wissenschaft), 269–297, hier 273/274.

16 Matthias Thiele: Portabilität als Programm. Zur Implementierung der videojournalistischen Aufzeichnungspraxis in die Programmproduktion des Fernsehens, 207–242, hier 219.

17 Rainer Leschke: Programm als mediale Form, 65–92, hier 79.

18 Ebd., 75.

19 Ebd., 84.

20 Markus Krajewski: Dienstleistungsagenturen. Zur Delegation von Handlungsmacht zwischen Subalternen und Software-Services, 125–157.

21 Mirko Tobias Schäfer: Programmierte Gesellschaft? Zur Konstitution inhärenter Partizipation in Web Applikationen, 299–323.

22 Stephan Günzel: Was zu tun ist – Das Programm der Computerspielforschung, 401–426, hier 407 ff.

23 Bernhard J. Dotzler: Programmierte Gewalt. Zum Gegenstand der Medienwissenschaft, 379–400.

24 Man lässt sich dann von jeder neuen Kategorie affizieren, da sie ein Versprechen in sich zu bergen scheint.

25 Ulrike Bergermann: Comparative (Media)Studies. Programmatische Un/Orte, 351–378, hier 373.

26 Ebd., 365.

27 John Durham Peters: Comments on the Research Program of Media Studies, 343–350.

28 Charles Ess: Zwischen zwei Stühlen sitzen – oder drei, oder ... Ein Kommentar zum Zweiten Medienwissenschaftlichen Symposium der DFG, in: Inge Baxmann, Timon Beyer, Claus Pias (Hg.): *Soziale Medien – Neue Massen. Medienwissenschaftliches Symposien der DFG 2*, Berlin, Zürich 2014, 353–359.

29 Christine Hanke: Alles nur Programm? Überlegungen zum Unprogrammierten der Medien(wissenschaft)?, 269–297, hier 277, Herv. i. Orig.

30 Ebd., 269.

31 Reinhold Görling: «Ich mache aus.» – Relationen, strukturelle Kopplungen und reine Bilder, 247–267.

32 Stephan Trinkaus: «Ich mache an.» – Programmierbarkeit als Nichtprogrammierung, 325–341.